Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag „des Jüdischen Echos“: München, Herzog Maxstr. 4. — Redaktion: Norbert Weldler, München-Solln, Erikastraße 6.



11. Juni 1915 — München / 2. Jahrgang — Nummer 23

1915	Wochenkalender	(5675) תרעה	
	Juni	Sivan סיון	קרח Gottesdienste:
Samstag	12	30	Morgens Haupsyn. 8½ Herzog Rud.-Str. 7½ Sabbath-Ausgang 9.⁰⁴
		Tamus תמוז	
Sonntag	13	1	
Montag	14	2	
Dienstag	15	3	
Mittwoch	16	4	
Donnerstag	17	5	
Freitag	18	6	Sabbath-Eingang: Haupt-Synagoge 6¾ Herzog Rud.-Str. 7¼

Vereinigung oder Zersplitterung

Die ganze Welt staunt heute vor dem Organisationstalent des deutschen Volkes. Auch die Juden, heißt es, besäßen nicht wenig davon. Sicherlich haben auch sie einen gewissen Anteil an der hohen Stufe technisch-formaler Entwicklung, auf der unsere Volks- und Militärwirtschaft angelangt ist.

Aber schon wieder zeigt es sich, daß wir für eigene Angelegenheiten nicht das Maß des Könnens besitzen, das wir in beliebig anderen Fällen so reichlich entfalten. Gilt es jüdischen Dingen, dann zeigen wir oft eine verblüffende Rückständigkeit, für die wir in anderen Fällen nur absprechende Kritik wüßten.

Vier bis fünf Aktionen zur Unterstützung Palästinas sind in Deutschland im Gange.

Als die Kriegsnot in Palästina auftrat, traf sie zuerst diejenigen Teile der Bevölkerung, welche, ohne einem bürgerlichen Erwerbszweig zu obliegen, sich darauf verlassen, daß die frommen Kreise für ihren Lebensunterhalt sorgen werden. Deshalb appellierte als erste die Deutsch-Holländische Palästina-Verwaltung (Chalukkah) an die Mildtätigkeit der deutschen Juden, damit der Hungersnot unter den Gefährdetsten gesteuert werde.

Bald darnach erließen die ausschließlich in Palästina tätigen Organisationen Deutschlands einen Aufruf, der darauf hinwies, daß die bedrohte, wirtschaftlich selbständige Bevölkerung, auf deren Schultern die Zukunft einer dreißigjährigen Arbeit ruht, vor einer Katastrophe bewahrt werden müsse, gegen deren elementare Gewalt sie allein nicht standhalten könne.

Dazu gesellte sich der Hilfsverein und die ihm durch Personalunion verbundenen Organisationen, welche einen Teil ihres „Jüdischen Hilfsfonds 1915“ in Palästina verwenden werden.

Als neueste und letzte Körperschaft, die eine Sammlung für Palästina veranstalten will, tritt die „Allgemeine Jüdische Kolonisations-Organisation“ auf. Sie nennt das hierfür eigens geschaffene Komitee „Zentral-Hilfskomitee für Palästina“ und den zu errichtenden Fonds Zentral-Hilfsfonds.

Es ist aus psychologischen Gründen für den Erfolg nur wünschenswert, daß die einzelnen Vereinigungen sich getrennt an ihre Mitglieder wenden, um möglichst breite Schichten für das Hilfswerk zu interessieren. Aber daraus wächst auch die Gefahr einer ungleichmäßigen und vielleicht auch ungerechten Verwendung der Gelder an Ort und Stelle.

Einer Dezentralisation der Sammlungen müßte unseres Erachtens — wir reden niemand zu Liebe oder zu Leide — eine Zentralisation der Verteilung folgen. Dieser technische Grundsatz wäre auch praktisch zu verwirklichen, wenn die Beziehungen der verschiedenen Organisationen frei von Rivalitäten wären. Und da kein Unterschied der Auffassung und des Zieles im Palästinahilfswerk besteht, ist es nur bedauerlich, daß von anderen Gelegenheiten herrührende Verstimmungen auf ein Werk übertragen wurden, zu dem sich alle hätten zusammenschließen sollen und können.

Von irgendeiner Zentralisierung ist bis jetzt nichts zu bemerken. Daran ändert auch nichts die Namengebung der A. J. K. O., die wir für völlig unzutreffend und sogar verwirrend ansehen müssen. Bezeichnet sie doch selbst in ihrem offiziellen Organ „Der Orient" ihre Zentral-Hilfskomitee als eine Organisation, die die Wirksamkeit der bereits vorhandenen Komitees „in der durch die Verhältnisse gebotenen Weise ergänzen" solle.

Daß aber die parallel vor sich gehenden Aktionen einer Zusammenfassung bedürften, wird durch die dargelegte Verwechslung beleuchtet.

Die A. J. K. O. hat klar die Zersplitterung erkannt und wollte etwas schaffen, was ihr allein nach der Lage der Dinge nicht gelingen kann. Sie weist aber mit ihrem „Zentral-Hilfskomitee", das sich weder der Art noch dem Umfange nach von den anderen Komitees unterscheidet, auf eine Notwendigkeit hin, der Rechnung zu tragen im wohlverstandenen Interesse der Sache selbst gelegen hätte. N. W.

Die Hilfsaktion für Palästina

Von Davis Trietsch, Berlin.

Der Notstand in Palästina, der in der jetzigen schweren Zeit zu besonders energischer Sammeltätigkeit Veranlassung gibt, hat zahlreiche Freunde des jüdischen Palästinawerkes — und zwar vorwiegend solche des „neuen Jischub" — zu allerlei Bedenken und Zweifeln gebracht.

Sie stehen auf Grund der Propaganda für die jüdische landwirtschaftliche Kolonisation im Heiligen Lande unter dem Eindruck, Palästina als agrarisches Land und die dortigen Juden als Bauern könnten unmöglich durch den Krieg in eine Lebensmittelnot geraten.

Nun haben wir zwar erst in diesen Tagen in allen Zeitungen lesen können, daß das hochagrarische Rußland Mangel leidet: an Roggen in Wilna, an Zucker in Moskau und in „Petrograd", an Fleisch in Moskau und in Warschau (wo jetzt das Fünffache des üblichen Preises gezahlt wird!), und an allen Lebensmitteln in den Gouvernements Wjatka und Wladimir. Und dabei ist Rußland tatsächlich der agrarischste Großstaat, und sein üblicher riesiger Export an Brotgetreide, Zucker usw. ist tatsächlich durch den Krieg vollständig unterbunden, so daß ein ungeheurer Ueberfluß im Lande bleibt!

Palästina hingegen ist in viel geringerem Maße agrarisch. Seine Einwohnerschaft lebt zur größeren Hälfte in den Städten. Ein Export — nach anderen Teilen der Türkei und im Wege der obligatorischen Versorgung der Sinai-Armee — findet auch während des Krieges statt. Selbst im Frieden werden Lebensmittel eingeführt, und wenn die Ausfuhr auch bei weitem überwiegt, so steht doch einem Ausgleich entgegen, daß die palästinensische Ausfuhr an Getreide beispielsweise den Spezialweizen des Hauran, der sich zur Makkaroni-Fabrikation eignet, und die Braugerste von Gaza umfaßt, beides Produkte, die sich zur Verarbeitung als Brotgetreide wenig eignen und die in Anbetracht der immer noch mangelhaften Verkehrsverhältnisse nur sehr schwer auf den Markt von Jaffa und Jerusalem gelangen können, wo sie bekanntlich am nötigsten gebraucht werden.

Was nun gar die jüdischen Kolonisten betrifft, so machen sie erstens nur etwa ein Zehntel der jüdischen Einwohnerschaft Palästinas aus, so daß von einer Deckung des jüdischen Bedarfs durch die jüdischen Kolonien schon an sich nicht die Rede sein könnte, und besonders in Judäa, wo die meisten städtischen Juden wohnen (Jerusalem allein wird bis auf 70 000 Juden geschätzt), treiben unsere Kolonien sehr wenig Getreidebau, und auch ihre Baumzucht usw. produziert zum weitaus größten Teil Artikel, die sich nicht zur Ernährung eignen.

Man weiß, daß die Haupterzeugnisse der judäischen Kolonien Weintrauben, Orangen und Mandeln sind; — nach europäischen Begriffen also ausgesprochene Genuß- und nicht Nahrungsmittel. Die Araber geben uns zwar das Beispiel, daß man in der Trabenzeit fast ausschließlich von Trauben und längere Zeit nachher noch weitgehend von Rosinen leben kann, so daß in dieser Zeit unter denjenigen Arabern, die als Eigentümer oder Arbeiter mit dem Weinbau zu tun haben, der Brotverbrauch auf ein Minimum und oft auf Null sinkt. Aber unsere aus Osteuropa stammenden Kolonisten und Arbeiter haben sich an diese, sicherlich gesunde Lebensweise, noch nicht gewöhnt, und auch die anderen nahrhafteren Südfrüchte, wie Feigen und Aprikosen, werden vorerst bedauerlicherweise von ihnen kaum angebaut.

In diesen Hinsichten wäre künftig viel zu bessern. Aber der gegenwärtige Zeitpunkt ist sicher nicht geeignet, statt der dringend erforderlichen Hilfe Ratschläge zu erteilen, die im besten Falle erst nach vielen Jahren die Wiederkehr solcher Notlagen verhindern könnten. Auch dann ist sogar fraglich, ob ein etwaiger Kriegsfall nicht doch wieder zu Lebensmittelknappheit führen könnte, denn eine Armee kann auch ein Vielfaches dessen requirieren, was heutzutage in Palästina zu holen war. Im übrigen haben die Getreidevorräte besonders unserer galiläischen Kolonien auch jetzt schon übermäßiges Steigen der Getreidepreise in den Städten verhindert und das türkische Heer verproviantieren helfen, und wir sollten froh sein, daß wir solche Dienste leisten konnten.

In der Zeit nach dem Kriege wird es sehr dienlich sein, wenn die Freunde des jüdischen Palästinawerkes sich mehr als früher um die Fragen der praktischen Kolonisation kümmern wollten, aber im Augenblick kommt es viel mehr darauf an, den palästinensischen Juden über die Kriegsnotlage hinwegzuhelfen und die Arbeit zu leisten, für die im jüdischen Palästina einstweilen noch die allgemeinen staatlichen und kommunalen Fürsorgestellen u. ähnliche Einrichtungen fehlen.

Jüdische Gefangenenseelsorge im Lager Grafenwöhr

Von Distr.-Rabb. Dr. M. Weinberg, Neumarkt (Oberpfalz).

Es war um die Mittagszeit des 18. Oktober v. Jahres, als ich nach mehrstündiger Eisenbahnfahrt am Ziele meiner Reise, dem Bahnhof Grafenwöhr, den Eisenbahnzug verließ. Ein auf dem Truppenübungsplatz garnisonierter jüdischer Landsturmmann war von der Kommandantur mir als Ordonnanz beigegeben worden. Er empfing mich und fuhr mit mir in dem von der Militärbehörde mir zur Verfügung gestellten Wagen dem Lager zu, das noch immer eine kleine halbe Stunde vom Bahn-

hof entfernt ist. Die Fahrt führte zunächst durch das freundliche Landstädtchen Grafenwöhr, nach dessen Verlassen ich von der Ferne schon die Baracken des großen Truppenübungsplatzes herüberwinken sah. Die ersten Kolonnen von Rothosen begegneten mir auf der Zufahrtstraße — mir bis dahin noch ein neuer Anblick, der mich aber mehr mit Ernst als mit Neugierde erfüllte. Mir war es, als befände ich mich auf einem Teil des vom fernen Feindesland hierher versetzten Schlachtfeldes. Alle diese Männer und Jünglinge hatten den Krieg bereits hinter sich, hatten bereits gekämpft und geblutet und erwarteten hier untätig, fern von ihrer Heimat, den weitern Ausgang des Krieges. „Untätig" sage ich. Doch nicht. Denn unsere Militärbehörde gibt ihnen Gelegenheit, durch leichte, angemessene Arbeitsverrichtungen ihrem sonst tatenlosen Leben einen gewissen Inhalt zu geben. Ich fragte später nach dem Gottesdienst, den ich abhielt, einen hochgebildeten jüdischen Gefangenen, Jurist von Beruf, der bei Kriegsausbruch direkt aus dem fashionablen Badeort Biarritz an die Front gerückt war, ob ihm das Leben in der Gefangenschaft nicht oft recht einsam erscheine. „Durchaus nicht! Das Schaufeln und andere Arbeitsverrichtungen bereiten mir ein wahrhaftes Vergnügen und bringen mich über die Stunden der Einsamkeit hinweg," so sagte er mit wirklicher Aufrichtigkeit. — Das Arbeiten in der frischen, vortrefflichen Luft des in den Wald eingebetteten Lagers erhält die Gefangenen auch gesund und macht sie munter und frisch. Allseits wurde mir berichtet, daß der Gesundheitszustand der französischen Gefangenen, der anfangs noch stark unter den Nachwehen der Kriegsleiden gestanden, sich ganz bedeutend gehoben habe.

Der Wagen fuhr jetzt in das Lager hinein. Breite, regelrecht angelegte Straßen, rechts und links umsäumt von geschmackvollen Offiziers- und Amtsbaracken, die jetzt zum großen Teil leer stehen, da die Inhaber draußen im Felde Wache halten für das Vaterland. Denn auch in Friedenszeiten sind hier stets einige Tausend Vaterlandsverteidiger in Garnison. Jetzt allerdings waren die sich rechtwinklig schneidenden und hier und da von hübschen Plätzen und Schmuckanlagen unterbrochenen Straßen mit bärtigen Landsturmmännern belebt, die in ihrer ledernen Kopfbedeckung und verschiedenartigen Bekleidungsstücken damals auf den Neuling einen noch recht interessanten Eindruck machten, welcher durch die überall entgegenstarrenden aufgepflanzten Bajonette der gutmütigen oberpfälzischen Wachtmannschaften noch erhöht wurde. Vor dem Gebäude der Kommandantur, an deren Spitze ein General steht, endete die Reise. Ich meldete mich, um die auf meine vorausgegangene briefliche Anmeldung erfolgten militärischen Anordnungen des Gottesdienstes zu erfahren.

Es wurde mir die Nummer der Baracke bekanntgegeben, in welcher dieser stattfinden sollte und mir anheimgestellt, mich mit dem jüdischen Oberleutnant des Landsturmes, Herrn X. aus Nürnberg, in Verbindung zu setzen, in dessen Hand die Organisation der seelsorgerischen Handlung gelegt war. Ein sehr liebenswürdiger Herr, der mich durch seine freundlichen Ratschläge zu großem Danke verpflichtete und mir Verständnis für mancherlei interessante Einblicke in das Lagerleben gab. Mit Hilfe meines Passierscheines und meiner Ordonnanz traf ich ihn in dem Offizierskasino, wo eben die Vorbereitungen für das Mittagessen getroffen wurden. Seine humorvolle Einladung zur Teilnahme an demselben mußte ich allerdings ablehnen.

Wir besprachen nun die Form des abzuhaltenden Gottesdienstes, der von mir auf 2 Uhr festgesetzt war. Ich war in gewisser Verlegenheit, in welcher Weise ich den französischen Gefangenen gegenübertreten, was ich ihnen sagen sollte. Die hohen Feiertage waren bereits vorüber gerauscht. — Es war auch vorauszusehen, daß die Franzosen, bei ihrem „Modernismus", aus dem sie hervorgehen, religiösem Zuspruch wenig zugänglich sein würden. Ich hatte mich allerdings ganz hierin geirrt. Der Herr Leutnant meinte: „Sie haben ja doch jetzt Stoff genug zum Reden, Herr Doktor! Sprechen Sie doch zu ihnen von den hohen Festen, die jetzt kommen; vom Versöhnungstag und Neujahrstag! Das wird gewiß seinen Eindruck nicht verfehlen . . .!!"

Zur bestimmten Zeit fand ich mich in der angegebenen Baracke ein. In kleinen Gruppen wurden die Glaubensgenossen von Wachtmannschaften aus den einzelnen Kompagnien herbeigeführt; im ganzen etwa 35 Mann unter etwa 15 000 Gefangenen. Allen merkte man die Erregung des Augenblickes an. Sie standen noch unter dem frischen Eindruck der vorangegangenen Ereignisse und waren tieferfreut, daß jemand kam, um in der Fremde zu ihren Herzen zu sprechen. Mit ihnen waren einige deutsche jüdische Offiziere der Reserve und Unteroffiziere aus den Truppenteilen des Uebungsplatzes erschienen, für die ja gleichfalls ein Gottesdienst an dieser Stelle, fernab von jeder Kultusgemeinde, ein langentbehrtes Ereignis war.

Die Gefangenen sahen alle noch ziemlich bekümmert aus und hatten noch nicht jenen lebensfrohen Ausdruck wiedergefunden, den ich bei meinen späteren Besuchen gerade bei den Franzosen sah. Ich ließ sie niedersetzen und sie bedeckten ihr Haupt. Einer von ihnen, der barhäuptig erschienen war, umwickelte es mit seinem Taschentuch. Ich fragte zunächst, ob ein Dolmetscher anwesend sei, der imstande wäre, meine Ansprache fließend ins Französische zu übersetzen. Sofort wies man auf einen der Franzosen, der mir zu meinem größten Erstaunen in unverfälschtem polnischen Jargon gestand, daß seine Wiege „jenseits der Grenze" gestanden. Sein Vater ist der Schammeß von Nancy und als eingewanderter Russe in Frankreich naturalisiert. Dieser Jüngling war als Dolmetscher allerdings kaum zu verwenden. Da erhob sich ein anderer, der schon durch sein gewandtes Auftreten seine bessere Herkunft verriet und erklärte sich im fließenden Deutsch imstande, meine Ansprache zu übersetzen. Es ist derselbe, den ich bereits vorher erwähnte. Er hatte in Heidelberg studiert und in Paris die Rechtsanwaltspraxis betreten. Als Korporal war er in den Kämpfen an der Marne um den 10. September in Gefangenschaft geraten. Ohne daß ich ihm das Manuskript meiner Rede vorzulegen brauchte, übersetzte er gewandt Satz für Satz meiner Worte den Zuhörern. — Ich sprach von den hohen Festen, die vorübergegangen, ohne daß sie dieselben im Kreis ihrer Nächsten verbringen durften, von dem gestrigen Sabbat, der die Reihe der Thoravorlesungen von neuem einleitete, überhaupt von den für sie verloren gegangenen Zusammenhang mit der religiösen Gemeinschaft und dem religiösen Leben. Doch es gebe keinen Gott der Deutschen und keinen Gott der Franzosen. In dem Bewußtsein von der Gemeinschaft unseres himmlischen Vaters erwache für uns auch wieder

die gemeinsame Hoffnung auf die wiederkehrenden Segnungen des Friedens, der allen Meschen ihre Freiheit wiedergibt. In tiefer Ergriffenheit, die sich auch auf die anwesenden deutschen Glaubensgenossen und Wachtmannschaften übertrug, hörten die Angeredeten zu. Fast allen Gefangenen rollten die Tränen von den Wangen. Als ich mit der Aufforderung schloß, wer ein besonderes Anliegen habe, möge es mir vorlegen, erhob sich einer, der mir schon vorher durch sein ganzes Wesen angenehm aufgefallen war. Er war Algerier, wie noch zwei oder drei außer ihm. Sein Vater ist Rabbiner in Constantine. In sefardischer Aussprache bat er mich, ihn zu benschen; und nun traten sie alle hervor und beugten ihr Haupt meinem Segen, zumeist ehrfurchtsvoll die Ziziß meines Tallis küssend. Auch der modernistische Korporal schloß sich tief erregt der Reihe an. — Er zog mich beiseite und bat mich, ihm zwei Wünsche zu erfüllen; der erste lautete dahin, ich möchte ihm Bücher über den Lehrinhalt des Judentums beschaffen, und zwar in deutscher Sprache, da er die Mußestunden der Gefangenenzeit benutzen wollte, um sich wenigstens einiges darüber anzueignen. Er hatte nicht einmal eine blasse Ahnung vom Wesen seiner Religion, vermag auch nicht einen einzigen hebräischen Buchstaben zu lesen. Auch ein Zeichen des in Frankreich überhaupt herrschenden Geistes. Ich versprach ihm das Erbetene; brachte ihm bei meiner nächsten Anwesenheit einiges. Erfolg aber erzielte auch diese Lektüre nicht. — Seine zweite Bitte war, ich möchte ihm wahrheitsgetreu über den Stand der Kriegslage berichten. Ich schilderte ihm in wenigen Worten die Aussichtslosigkeit der französischen Hoffnungen. Da bedeckte er sein Gesicht und weinte bitterlich.

Meine Bereitwilligkeit, Ritualien nach Wunsch zu beschaffen, wurde nur von den wenigen Algeriern in Anspruch genommen, welche um Tefillin und Gebetbücher baten. Rituelle Kost wollte niemand. Es ist bei den Gefangenen vielfach dieselbe Beobachtung wie bei den deutschen Soldaten gemacht, welche glauben, es bestehe nahezu eine kameradschaftliche Pflicht, trefoh zu essen.

Nun beteten wir Minchoh. Ich selbst war Vorbeter. Alsdann schloß der Gottesdienst und die Gefangenen wurden in ihr Lager zurückgeführt.

Ich hatte noch einige Zeit, um mir das Treiben der Gefangenen anzusehen. Ich bemerkte, wie schön die gutmütigen oberpfälzischen Wachtmannschaften mit den Franzosen auskamen; wie sie im geistigen Austausch sich bemühten, etwas Französisch zu lernen, wohingegen die Franzosen sich schon einen ganz annehmbaren Wortschatz aus dem oberpfälzischen Dialekt angeeignet hatten.

Ein Wagen der Militärverwaltung brachte mich alsdann nach der zwei Stunden entfernten Station Freihung zu einer abkürzenden Bahnstrecke. Die Fahrt führte durch die ganze Ausdehnung des gewaltigen Uebungsplatzes.

Eine neue Barackenstadt sah ich da entstehen und man belehrte mich, daß sie für erwartete größere russische Gefangenentransporte bestimmt sei.

(m.)

Feuilleton

Jakoble komm

Aus dem literarischen Nachlaß von Georg Hecht.

(Schluß.)

Jakoble hatte gar nicht gewagt aufzusehen, während Herr Ständig vor ihm stand und sprach. Daß er sein Mädelkleid gar nicht beachtet hatte, beruhigte ihn jetzt sogar. Und weil Hans seine Mütze verloren hatte, mußte er doch eine neue kriegen. Wer sollte sie ihm denn kaufen? Aber wenn Herr Ständig ihn und Hans wirklich einsperren ließ? Und Jakoble folgte Herrn Ständig mit ängstlichen Blicken. Wenn jetzt gerade Herr Ruschke ankäme? Mitten auf dem Markt stand in drohender Haltung das Rathaus, in dessen Turm die kleinen Fenster finster herauslugten, und schon war Herr Ständig am Rathaus. Jetzt könnte Ruschke heraustreten. Jakoble fühlte sich traurig, so ganz allein und ohne Hilfe. Und wirklich, Herr Ständig blieb am Rathaus stehen, ein Mann kam heraus, aber es war nicht Herr Ruschke, sondern Herr Louis Küttner, ein Vetter von Jakobles Vater, den Jakoble selbst Onkel Louis rief. Dieser Onkel Louis kam in Hemdärmeln aus dem Laden, in der rechten Hand eine Kleiderbürste, in der linken einen Anzug auf dem Bügel, über sein behäbiges Bäuchlein lief vom obersten Knopf der Weste eine schwere, goldne Kette; er kam aus dem Laden heraus und hörte Herrn Ständig zu, der immer auf Hans wies; Jakoble verfolgte jede Bewegung der beiden mit wachsender Besorgnis. Wenn gar . . . aber nun war es schon geschehen. Herr Ständig zeigte auf ihn, sprach von ihm, Jakoble saß da, in die Türecke gedrückt, und schämte sich in die Erde hinein. Als gar noch aus dem Nachbarladen die hohe, schlanke Respektsperson des alten Herrn Grau mit einem großen Zeitungsblatt zwischen den Fingern zu der Gruppe trat, da wagte Jakoble nicht die Augen zu erheben, er sah bloß noch, wie durch einen Schleier, daß Herr Ständig weiterging und Hans wieder vor ihm herlief. Jakoble saß ganz in sich zusammengedrückt und war bis ins Innerste so tief beschämt, daß er alles um sich herum vergaß. Erst als der Onkel Louis in die Hände klatschte und winkte und seine Frau, die Tante Hulda, aus dem Laden trat und Jakoble rief und als sogar Herr Grau mit der Zeitung liebevoll fuchtelte, erhob sich Jakoble, ging hinüber, schüchtern, bedrückt, leidvoll wie ein Kranker.

„O, kleiner Mann," sagte der Herr Grau, „hast du auch dein Mützchen verloren?"

„Sehen Sie es nicht, Herr Grau," sagte Onkel Louis, „er hat doch die Hosen verloren."

Da aber lief das Maß des Leids über. Jakoble schluchzte: „Nein, ich hab sie nicht verloren." Die Tante Hulda nahm sich seiner an, streichelte ihn und sagte: „Natürlich hat er sie nicht verloren, ihr ärgert bloß das Kind. Laß dich nicht ärgern, weine nicht Jakoble, komm zu mir! Du hast die Hosen bloß schmutzig gemacht? Nicht?" Und leise sagte sie zu den beiden Männern: „Wirklich ein Erbarmen, wie sich das Kind schämt!"

Herr Grau sagte: „Oho, kleiner Mann, du bist mir doch nicht böse. Reich mir die Hand! . . . So — jetzt sind wir Freunde." Und dann begann er mit Jakoble eine große Unterhaltung und ließ sich von ihm erzählen, wie er mit dem Hans Ständig auf den Jahrmarkt und zu den Rossen gekommen wäre. Ein kleines, gelbes Pferd mit braunen Flecken habe beiden so gefallen, aber als man es

wegführte, da wären sie auch weiter gegangen, quer übers Feld, und jeden Menschen, den sie trafen, hätten sie gegrüßt, und es wäre so wunderschön gewesen, besonders an der Mellzuche. Herr Grau hörte aufmerksam zu und fragte Jakoble noch um die Einzelheiten des Erlebnisses, und Jakoble tat es wohl, all das Schöne, was er erlebt hatte, mitzuteilen. Er wurde wirklich froh.

Während dieser Unterhaltung vor der Tür des Ladens, räumte Onkel Louis und Tante Hulda im Innern auf. Und die Tante sagte: „Geh, es ist doch ein Unrecht, das Jungchen so anzuziehen. Wir müssen doch da einen Matrosenanzug haben. Es ist ein Muster. Die Bauern werden es nicht kaufen. Hier unten muß es wo hängen. Man möchte es dem Kinde geben.“ Sie fand es und rief: „Jakoble, komm, mein Kind. Zieh nur schnell das Kleidchen aus.“ Und Herr Grau sagte: „Soeben ging die alte Frau Löb in den Laden drüben hinein.“ — „Macht schnell, sagte Onkel Louis, meine Tante Channe wird eine Freude haben. Das wird ein Spaß.“ Und sogar Herr Grau half mit seinen alten Fingern den Knaben anziehen, dazwischen lief er immer wieder heraus, um zu sehen, ob die alte Frau Löb noch nicht wieder käme. Jetzt rief er in den Laden zurück: „Schnell, schnell, die alte und die junge Frau Löb stehen drüben in der Tür.“ Jakoble war fertig angezogen. Der Onkel fragte ihn noch eilig: „Was wirst du sagen, mein Kind?“ Jakoble antwortete: „Das ist mein Jahrmarkt von Onkel Louis und Tante Hulda.“ — „Und was wirst du von mir bestellen?“ fragte Herr Grau. „Der Herr Grau läßt grüßen und bitten, die Mädelkleider zu verbrennen,“ sagte Jakoble. Dann küßte ihn die Tante Hulda und hob ihn vom Tisch herab und alle begleiteten ihn auf den Markt heraus, und sie stellten sich nebeneinander in einer Reihe auf, mitten auf dem Markt und am Rathaus vor dem Laden, das Schauspiel zu genießen.

Drüben aber standen wirklich Jakobles Mutter und Großmutter in der Ladentür und diese sagte: „Ja, mein Kind, mein Sabbath ist, Gott sei gelobt! angerichtet. Das Mädel scheuert und wollte mich nicht helfen lassen.“ — „Sie ist jung, laßt sie machen,“ sagte ihre Schwiegertochter. „Emilie,“ sagte wieder Frau Channe, „was stehen da Louis, Hulda und der alte Grau und lachen?“

„Seht nur, Mutter, kommt dort nicht Jakoble?“

„Wo?“ fragte noch die Großmutter.

Aber Jakoble kam wirklich und im Bewußtsein seiner neuen Knabenwürde kam er gravitätisch mit leichtem Schlenkern der kleinen Arme. Und er veränderte die Hoheit seines Ganges nicht, als Mutter und Großmutter wie aus einem Munde mit fröhlichem Stolz riefen: „Jakoble, Jakoble, komm!“ Da aber stürzte Zierel aus dem Haus und lief dem Bruder entgegen und machte einen tiefen Knix vor ihm und Jakoble machte eine Verbeugung, wie sie es ihm gezeigt, und Zierel machte sich klein und Arm in Arm gingen sie weiter. Alle lachten. Dem Onkel Louis taten die Seiten weh davon. Das war ihm ein gelungener Spaß. Ja, es war ein fröhliches Gelächter. Die häßlichen, traulichen, niedrigen Häuser am Markt, gleichwohl die schönsten im Städtchen, empfingen die Fröhlichkeit der Menschen und gaben sie weiter, eins an das andere, und so schnell und lustig, daß der ganze große Markt davon voll war und der steife Rathausturm trotz seiner obrigkeitlichen Würde ganz vergaß, seine Untergebenen ringsum zur Ruhe und Ordnung zu rufen.

Dies geschah erst, als bald darauf von der Nordseite her ein kleiner Mann auf den Markt kam, an der Ecke stehen blieb, seine Taschenuhr umständlich herauszog und ihren Stand sorgsam prüfend mit der Rathausuhr verglich. Ja, es war Zeit. Nur eine Viertelstunde fehlte zum Sabbatbeginn. Er durfte seinen Rundgang antreten. Da reckte sich auch der Rathausturm und gebot mit würdiger Feierlichkeit Ruhe und Feierabend. Alle Häuser zogen die Schatten der Dämmerung fester um sich herum, nur an der einen Ecke des Marktes glitzerte die Fröhlichkeit noch eine kleine Weile. Der Rathausturm aber wußte, was er als der sichtbarste Ausdruck der gebietenden Stadtobrigkeit den jüdischen Mitbürgern schuldig war und ließ sofort fünf schwere, dunkle Glockenschläge ertönen, da verstummte jedes in Andacht, und die Südwestecke lächelte nur noch leise und verstohlen hinter ihrem dämmerigen Schatten.

Der kleine Mann aber ging noch von Haus zu Haus, doch nur wo ein jüdischer Laden war, trat er ein und sagte auf der Schwelle, die er betrat: „Sabbathanfang fünf Uhr zehn Minuten.“ Er sagte es mit einer gewichtigen Betonung und stand dabei aufrecht in der Tür, in seinem schwarzen Rock und hohen Hut, wie ein Gebieter, daß man hätte vergessen können, daß es nur Cham war, das ehemalige Mitglied einer wandernden Zirkustruppe, daß es nur Cham der Kunststückmacher war, dessen vorzeitigem Alter die jüdische Gemeinde das Amt eines zweiten Tempeldieners vertraute. In dem Hause Jehuda Löbs brauchte er nicht den Sabbathbeginn zu verkünden; hier war es Sitte, nicht bis zum letzten Augenblick zu warten, sondern den Laden zu schließen, sobald Cham seinen Rundgang um den Markt begann. Er ging schweigend vorbei, und bald darauf traten Jehuda Löb selbst und seine Mutter, die lustige Channe Löb, heraus und zwischen sich, mit liebevollen Händen gehalten, führten sie Jakoble, der würdig dahinging, jeden Tümpel vermied, sich wie ein Großer benahm und wie Vater und Großmutter jene melancholische Feierlichkeit bezeugte, die in der vergangenen Woche den Großvater zu Jakoble sagen ließ: „Am Sabbath springt man nicht.“ So gingen sie, die Großmutter in ihr Haus, um die Sabbathlichter anzuzünden, Jakoble und sein Vater aber in den Tempel.

Das war ein langgestreckter Bau und Helligkeit leuchtete aus seinen Fenstern. Als Jakoble nun neben seinem Vater im Tempel stand, starrte er in den ganzen Raum und noch nie hatte er alles so gesehen wie heute. Da war das blaue Deckengewölbe, so ganz hoch oben und das weiße Empore an der Ostwand und der dunkle, goldbestickte Vorhang vor der Lade mit den Gesetzesrollen. Da war Licht und Glanz aus den vielen Lampen und ein Singen kam aus diesem Licht, so fein und schön, daß er oft vergaß, an den vorgeschriebenen Stellen mit der ganzen Beterschar das Amen zu sagen.

Nach dem Beten durfte er, wie gewöhnlich, vorauslaufen, das Kommen des Vaters anzukündigen. Aber er lief heute nicht; er ging mit einem leichten Schritt, wie ein Tanzender, in einem gehobenen Gefühl: hatte er doch dieses Singen im Tempel gehört. Seine Seele ahnte, warum man am Sabbath nicht springen darf.

Als er aber so bis an die Haustüre kam, schlüpfte ihm Hans Ständig geheimnisvoll entgegen und sagte ihm leise: „Jakoble, meine Tante Emma hat's auch gesagt. Ein Mann wohnt in der Mellzuche; der frißt alle Fische auf, die Krebse und die kleine Jungen auch; das nächste

Mal gehen wir gleich auf die andere Seite und schmeißen ihm das ganze Haus kaput." Und er schlüpfte unhörbar leise wieder davon.

Aus dem halboffenen Flur aber tönten die hellen Stimmen der Schwestern heraus; ein wiegender Singsang: „Jakoble komm, Jakoble komm! Wo bin ich? Such mich — such mich — Jakoble, komm — komm —!"

Und er eilte in den Flur, die Schwestern hinter dem Treppenaufgang zu suchen.

Kriegshumor*)

Das Alte und das Neue Testament.

Ein französisches Armeekorps begleiten ein katholischer Pfarrer und ein jüdischer Rabbiner. Pater Narp und Rabbi Ginsburger sind immer zusammen und spenden den Sterbenden letzten Trost bis in die vorderste Linie. Einstmals kamen sie völlig ermüdet in ein Dorf, wo nur noch ein einziges Bett zu haben war. So legten sie sich denn beide zusammen angezogen hinein, um zu schlafen. Da wandte sich der Pater zu dem Rabbiner und sagte: „Schade, daß uns nicht so ein Photograph knipsen kann: das Alte und das Neue Testament schlafend in demselben Bett."

Micha 4, Vers 13.

Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich etwas abergläubig veranlagt bin. Gestern nacht schlug ich die alte Hausbibel auf, und meine Augen fielen auf Micha 4, 13:

„Mache dich auf und dresche, du Tochter Zion, denn ich will dir eiserne Hörner und eherne Klauen machen und sollst viele Völker zerschmeißen."

Hierdurch beruhigt, legte ich mich zu Bett und tat einen langen gesunden Schlaf.

Börsenbericht August 1914.

Industrie-Aktien.
Deutsche Waffen — stürmisch.
Benz — gefragt.
Norddeutsche Leut — stramm.
Süddeutscher Jud — avancierend.
Lindes Eis — kalt.
Minen — höher gehend.
Amerikaner — abwartend.

Welt-Echo

Enver-Pascha über die jüdischen Soldaten in der türkischen Armee. Der Kriegskorrespondent einer angesehenen Zeitung wurde vom Anführer der türkischen Armee, Enver-Pascha, in Audienz empfangen. Der Oberkommandant sagte im Gespräch mit dem Korrespondenten folgendes über die jüdischen Soldaten, die in der türkischen Armee dienen: „In der türkischen Armee gehören die Juden zu unsern besten Soldaten. Jeder ist auf seinem Posten und ihre Tapferkeit ist allen bekannt. Gegen ihren Todfeind, Rußland, kämpfen sie mit fanatischem Haß. Es ist verständlich, daß unter den höheren türkischen Militärpersonen sich viele jüdische Soldaten befinden. Schon während des Balkankrieges hatten wir Gelegenheit zu sehen, mit welchem Heldenmut die jüdischen Soldaten kämpfen und wir geben ihnen auch die höchsten militärischen Stellen. Einer meiner Flügeladjutanten ist ein Jude. Die Ergebenheit und Treue der Juden ist sehr groß und neben den türkischen Soldaten sind sie die besten. Auch ihre Intelligenz bringt uns großen Nutzen."

Antisemitismus in Oesterreich. Die Budweiser antisemitischen Blätter erfanden das Märchen, daß in der dortigen Synagoge und im jüdischen Friedhof viel Mehl verborgen sei. Der Kultuspräsident verlangte daraufhin eine Revision dieser Oertlichkeiten, um die antisemitischen Lügen bloßzustellen. Die Budweiser Bezirkshauptmannschaft warnte die Blätter vor weiterer Verbreitung solcher Nachrichten und drohte mit Strafen. Es ist traurig, daß der Kultuspräsident sich erniedrigen mußte, eine solche Revision zu verlangen.

Galizische Flüchtlinge. In den gleichen Tagen, an welchen der ungarische Reichstag in Budapest den Sieg der österreichisch-deutschen Waffen in Westgalizien feierte, wurden die galizischen Flüchtlinge aus Budapest abtransportiert. — In Villach (Kärnten) fand eine Versammlung von Touristenvereinen statt, welche gegen die Niederlassung galizischer Flüchtlinge in den Kur- und Touristenorten Kärntens protestierte. Bei der Versammlung waren einige Bürgermeister und zwei Reichstagsabgeordnete anwesend. Wie ein Kärntner Lokalblatt meldet, hatte der Protest Erfolg. Die Touristen wurden von der „Flüchtlingsgefahr" befreit.

Jüdische Kriegsgefangene in England. Von London wird gemeldet: Das englische Kriegsministerium hat die Bitte des englischen Board of Deputies, die kriegsgefangenen deutschen und österreichischen Juden mit Koscherfleisch zu versorgen, abgelehnt. Diese Absage rief unter den englischen Juden viel Verdruß und Kränkung hervor.

Das russische „Vaterland". Eine der neuesten Verordnungen gegen das jüdische Volk in Rußland ist das Verbot, welches die russische Zensur herausgab: nicht die vollen Namen der jüdischen Helden anzugeben, welche sich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet haben. Die Regierung will nicht, daß das russische Volk die großen Opfer erkenne, welche die Juden in diesem Kriege darbringen. Im „Nowi Woschod", der russisch-jüdischen Wochenschrift, sind daher die Helden jüdischer Abstammung nur mit ihren Anfangsbuchstaben genannt.

Judenhetze in der litauischen Presse. Die litauischen Zeitungen bringen in letzter Zeit fortgesetzt Schmähartikel gegen die Juden und Nachrichten, welche den Zweck haben, die Juden als Vaterlandsverräter und Betrüger hinzustellen. Es scheint, daß sich die litauischen Polen durch ihren Antisemitismus das Wohlwollen der „echten" Polen erwerben wollen. Die Meinung der litauischen Bevölkerung über die Juden wird durch solche Verläumdungen vergiftet.

Medem zu Zwangsarbeit verurteilt. In Moskau fand der Prozeß des bekannten bundistischen Führers W. Medem statt, welcher wegen revolutionärer und sozialdemokratischer Tätigkeit angeklagt war. Er ist zu 3 Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Mit ihm zusammen wurden noch drei Mitglieder des „Bundes" zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurteilt.

*) Aus dem ersten Teil des so betitelten von Eberhard Buchner in der Sammlung „Langens Kriegsbücher" herausgegebenen Bändchens. Verlag Albert Langen, München. Klein 8°. 144 S. M. 1.—.

Ein neuer Verband. In Kanada wurde ein jüdischer Volksverband gegründet, der danach strebt, „das kanader Judentum für die politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Aufgaben des gegenwärtigen historischen Moments zu organisieren“. Der Verband will sich am jüdischen Kongreß beteiligen, der in Amerika geplant ist. Vorsitzender des Verbandes ist der bekannte Schriftsteller Ruben Brajnin.

Gemeinden- u. Vereins-Echo

Berlin. Am 30. Mai fanden die Sitzungen des Zentralkomitees und die Generalversammlung des Hilfsvereins der deutschen Juden statt. Die Mitglieder des Zentralkomitees, Prof. Otto Warburg und Rechtsanwalt Dr. Alfred Klee, hatten vor den Sitzungen in motivierten Briefen ihren Austritt aus dem Zentralkomitee erklärt, in das Rabbiner Dr. Neuhaus in Ostrowo kooptiert wurde. Zu Beginn der Generalversammlung führte Herr Dr. James Simon aus, daß der Hilfsverein seinen Aufgaben treu geblieben sei und seine Mitglieder dem Verein unvermindertes Interesse entgegenbrächten. Herr Dr. Paul Nathan setzte hierauf auseinander, daß seit Ausbruch des Krieges die Arbeit in der Auswandererfürsorge unterbrochen werden mußte, der Hilfsverein aber seine Tätigkeit in vollem Umfange aufrecht zu erhalten bemüht war. Trotz der jetzt herrschenden Schwierigkeiten würde das Schulwerk nach dem Kriege weiter ausgestaltet werden können. Im ganzen unterhielt und unterstützte der Hilfsverein 35 Anstalten mit rund 5000 Zöglingen. Die Aufwendungen für die kulturelle Arbeit betrugen ungefähr 270 000 Mark. Die Ausführungen bezüglich des Technikums brachten nach dem uns zugegangenen Bericht nichts Neues und widerlegen nicht den Einwand, daß die „Unbequemlichkeiten“ bis zur Wiederherstellung des Friedens hätten ertragen werden können, ohne das Technikum in den Konkurs zu führen. Des weiteren berichtete Herr Dr. Paul Nathan von dem interkonfessionellen „Russenkomitee“, das die Rückbeförderung der vom Kriege in Deutschland überraschten russischen Staatsangehörigen besorgte, von der Tätigkeit des „Jüdischen Hilfskomitees für Polen“, das die aus Amerika geschickten Mittel verwalte und mit dem interkonfessionellen Komitee und dem rein polnischen zusammenarbeite. Herr Dr. Paul Nathan schloß mit den Worten, das Hilfswerk hätte nur dank der Mitwirkung der deutschen Judenheit geleistet werden können, die auch weiterhin noch in weitestem Maße benötigt werde. Herr Dr. James Simon teilte nach Schluß der Rede von Dr. Paul Nathan mit, daß 40 000 Mark zur Hilfeleistung nach Palästina überwiesen worden seien. In der Diskussion hob Herr Rabbiner Dr. Werner hervor, daß im besonderen die hingebende Arbeit des Hilfsvereins für das interkonfessionelle Hilfswerk an den vielen tausenden in Deutschland befindlichen Russen größten Dank verdiene und dem ganzen deutschen Judentum Ehre und Anerkennung gebracht habe. Der Kassenbericht stellte fest, daß die Gesamteinnahmen des Hilfsvereins im letzten Jahre sich auf über eine halbe Million Mark beliefen. Der Verwaltung wurde einstimmig Entlastung erteilt.

Berlin. Der Verband der deutschen Juden hielt am 30. Mai seine erste Ausschußsitzung seit Beginn des Krieges ab. Im Zusammenhang mit dem Kriege sind vom Verband folgende Angelegenheiten behandelt worden: 1. Entsendung von Feldrabbinern, deren es 13 gibt, wovon 4 mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurden; 2. Eingabe wegen Zulassung von Juden als Reserveoffiziere; 3. Versendung eines Feldgebetbuches in 34 000 Exemplaren; 4. Versendung von Schriften zu den jüdischen Festen, worüber wir s. Z. schon berichtet hatten; 5. Versendung der Berichte des Feldrabbiners Levy an die Presse der neutralen Staaten; 6. Eingabe betreffend die Berücksichtigung der jüdischen Gemeinden bei dem staatlichen Unterstützungswerk in Ostpreußen usw. — Wegen Berücksichtigung der jüdischen Religion bei der Heeresverwaltung im Heimatgebiet ist es gelungen, manches zu erreichen, u. a. konnte einem Judenmissionar sein Handwerk gelegt werden. — In der Diskussion wurde eingehend eine vom Verbande der jüdischen Lehrervereine in Deutschland angeregte Eingabe betreffend die Ablegung der zweiten Lehrerprüfung durch jüdische Volksschullehrer erörtert und u. a. auch die Angelegenheiten der jüdischen Feldseelsorge behandelt. Jahresabschluß und Voranschlag wurden von der Versammlung genehmigt.

München. Der soeben erschienene V. Jahres-Bericht des „Krankenheims“ (Israelitische Privatklinik, e. V.) München pro 1914 bietet wieder ein recht erfreuliches Bild über die Leistungen dieser Anstalt. In Erfüllung einer patriotischen Pflicht stellte der Vorstand bereits zu Beginn des Krieges dem Sanitätsamt des kgl. bayer. Kriegsministeriums zwei Stockwerke seiner Anstalt als Vereinslazarett zur Verfügung. Die rühmlichst bekannte Oberin Melitta Feuchtwang führte das Heim in kürzester Zeit seiner neuen Bestimmung zu, ohne daß der Privatklinikbetrieb unterbrochen werden mußte. Seit Ende August ist das Heim stets von verwundeten Soldaten belegt und hat bis Ende 1914 85 Kriegern Aufnahme und Pflege geboten. Selbstverständlich wird bei Einweisung ein Unterschied der Konfession nicht gemacht. Jedoch kommt die Leitung ganz besonders gern Israeliten entgegen, welchen eine rituelle Verpflegung am Herzen liegt. Die ärztliche Leitung des Vereinslazaretts besteht aus den Herren Dr. Horn und Dr. Weißbart, denen auch kurz Dr. Reiß zur Seite stand. Besonders möge hier hervorgehoben werden, daß die Herren Aerzte ihre Kräfte jederzeit in selbstlosester Weise in den Dienst der Sache stellten und recht gute Erfolge erzielten. Zur Mithilfe bei der Verwundetenpflege hatten sich den Schwestern freiwillige Helferinnen aus dem Kreise der Mitglieder der israelitischen Kultusgemeinde zugesellt. Die Majestäten haben ebenso wie die anderen Mitglieder des Königshauses die Klinik besucht und sich mit hoher Befriedigung über deren Leistungen ausgesprochen. Daß zahlreiche Spenden in Geld und Naturalien einliefen, möge beweisen, daß die Tätigkeit in weitesten Kreisen verständnisvolle Teilnahme fand. Trotzdem während der letzten vier Monate des abgelaufenen Jahres 85 verwundete Krieger das Heim aufsuchten, konnten doch noch 452 Privatpatienten beherbergt werden. Der Bericht erwähnt noch eine Anzahl größere Schenkungen und wär es sehr wünschenswert, daß auch in diesem Jahre die Anstalt vielseitiger Teilnahme sich erfreuen möge, da nicht nur das Defizit des abgelaufenen Jahres, sondern auch die voraussichtlich größeren Erfordernisse des laufenden zu bestreiten sind. Die Betriebs-

abrechnung in Einnahmen und Ausgaben weist eine Ziffer von nahezu 80 000 Mark auf.

München. Bei der am 7. Juni im Sitzungssaal der Kultusgemeinde stattgefundenen Verlosung des 4prozentigen Synagogenbau-Anlehens vom 15. April 1887 wurden folgende Nummern gezogen: Lit. A. Nr. 3, 74, 81, 183, 190, 245, 277, 281, 336, 345 zu je 1000 Mark; Lit. B. Nr. 415 I und II, 447 I und II, 452 I und II, 549 I und II zu je 500 Mark; Lit. C. Nr. 590 I, II, III, IV undV zu je 200 Mark. Diese Schuldverschreibungen gelangen am 15. Oktober d. J. in der Gemeindekasse, Herzog Maxstraße 7, zur Auszahlung und treten mit diesem Tage außer Verzinsung.

Schweinfurt. Unsere Gemeinde hat innerhalb kurzer Zeit einen zweiten schweren Verlust zu beklagen. Ihr ältestes Mitglied, Herr Philipp Salzer, nahezu 50 Jahre in ihrer Verwaltung tätig, zuerst fast 40 Jahre als Kassier, dann fast 10 Jahre als zweiter Vorstand und Synagogenkommissar, der mit an der Wiege der Gemeinde gestanden, ist rasch unserem verehrten ersten Vorstand ins Grab gefolgt. Als Mensch in hohem Grade verehrungswürdig, ausgezeichnet mit den erhabensten Eigenschaften des Herzens und des Charakters, unermüdlich tätig im Dienste der Interessen der Gemeinde hat er sich außerordentlich viel Liebe und Verehrung erworben, die bei seiner Ueberführung und bei seiner Beerdigung zum Ausdruck kam. 39 Jahre hat er auch das Amt eines Kassiers für den Distrikts-Rabbinats-Fonds in selten gewissenhafter Weise und Treue innegehabt. Bei seiner Beerdigung schilderte Distrikts-Rabbiner Dr. Stein ausführlich sein Leben und Wirken, sein Wesen und seinen Charakter, und Rechtsanwalt Dr. Hommel dankte in bewegten Worten für die der Gemeinde geleisteten, unschätzbaren Dienste. Auch er wird für immer zu dankbarem Gedenken in den Annalen unserer Gemeinde verzeichnet bleiben.

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4. — Verantwortlich für die Redaktion: Norbert Weldler, München-Solln, Erikastr. 6, für den Anzeigenteil: i. V.: N. Weldler, München-Solln.